

# alexander pinto \_\_\_\_\_

Das Theater gehört zur Stadt, ist doch normal. Nur der Künstler tut es nicht. Alle Jahre wechseln Intendanten und Mannschaften, auch die freie Szene ist immer schwerer zu verorten. Alexander Pinto denkt nach über den Zwang zur Mobilität der Künstler

\_\_\_\_\_ Im Gespräch mit Melanie Suchy

**Alexander Pinto,**  
eines Ihrer Themen als gelernter Soziologe lautet «Verortung». Was verstehen Sie darunter? Die hohe Mobilität unserer Gesellschaft verändert die Lokalisierungsstrategien der Menschen. Ein Mensch, das gilt nicht mehr. Mich interessiert das Phänomen der Multilokalität, also das Arbeiten und Leben an mehreren Orten. Für viele, vor allem freie Tanz- und Theaterschaffende, ist das alltägliche Praxis, die zum Teil erzwungen, zum Teil freiwillig ist. Wie sich das auf die Städte und deren Kulturproduktion auswirkt, finde ich eine wichtige Frage.

**Spielt die Frage der Verortung oder der städtischen Kultur für die Kunst auch selbst eine Rolle?** Viele Regisseure und Choreografen – vor allem an den Stadttheatern – nehmen oft nur den Theaterraum wichtig, als Ort einer Aufführung, nicht das, was außerhalb dieser Blackbox geschieht, in der jeweiligen Stadt. Und wenn, dann reduzieren sie den öffentlichen Raum zum Event-Raum. In der freien Szene spielt das aber durchaus eine Rolle, wie Claudia Plöchingler jüngst in ihrem Projekt «Verkehr» in K3 auf Kampnagel zeigte, bei dem sie sich mit Künstlern auf die Suche nach den realen Hamburger Strömen und Strömungen gemacht hat.

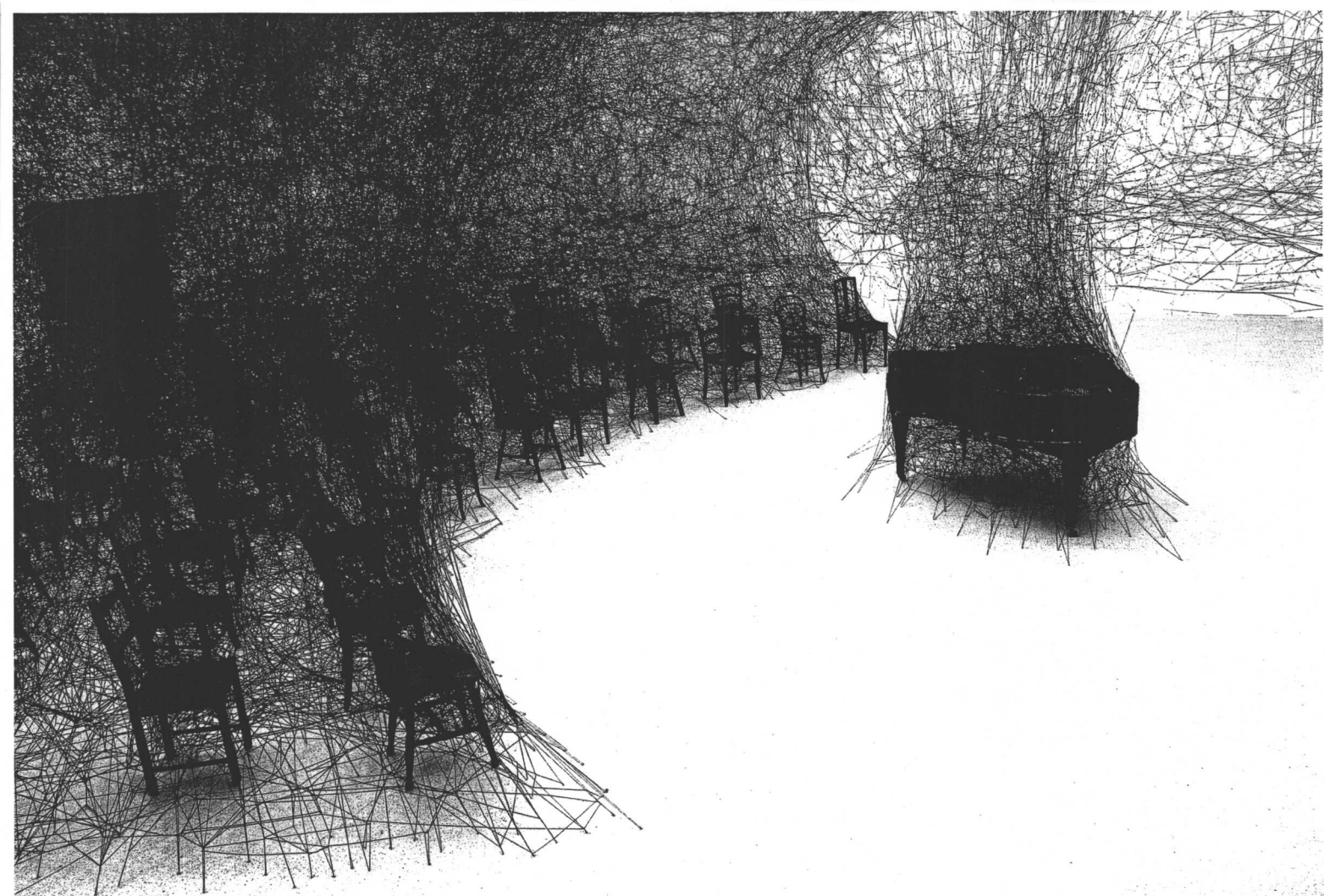
**Für die Behörden und die Politik gilt das Prinzip der Sesshaftigkeit: Pendler sind neben Touristen offiziell die einzigen Mobilien. Wie steht es mit denen, die an mehreren Orten gleichzeitig wohnen und arbeiten?**

Mancher Künstler würde sich gern fest verorten in einer Stadt, wenn er nur mit ausreichend Geld dort produzieren und leben könnte. So aber muss er auch in anderen Städten arbeiten: Leute, die in Berlin leben, bewerben sich etwa in Hamburg auf Fördermittel. Es ist in solchen Fällen eine erzwungene Multilokalität. Gleichzeitig aber muss sich ein Künstler insbesondere für die kommunale Kulturförderung eindeutig verorten. Das ist total paradox. Kulturförderung sollte sich endlich der Arbeits- und Lebensweise der Künstler anpassen, nicht umgekehrt.

**Warum denn?** Kunst und Kultur sind vor allem großstädtisch geprägt. Der moderne Großstädter, so schrieb Georg Simmel 1903 in seinem Grundlagentext «Die Großstadt und das Geistesleben», ist mit einer «Steigerung des Nervenlebens» konfrontiert. Darauf reagiert der Großstädter mit gesteigertem Verstand und einer gewissen Blasiertheit, sagt Simmel. Künstler arbeiten dagegen mit dieser Überforderung durch den Ort: inhaltlich, ästhetisch und strukturell. Damit setzt sich «Megalopolis» von Constanza Macras auseinander, das praktizieren Gintersdorfer/Klaßen und ihr afrikanisches Team. Von der künstlerischen Praxis kann man sich einiges abschauen. Kulturförderung wäre so Stadtentwicklung im besten Sinne.

**Begriffe aus der Stadtforschung treffen sich also im Tanz wieder?** Ja, aber die Politik sieht nicht, wie amorph – oder auch: wie beweglich – ihr Gebilde der Stadt tatsächlich ist. Da baut jemand schöne Grünan-





Die Tänzer leben im Netzwerk und an vielen Orten. Zur «Steigerung des Nervenlebens» «In Silence» von Chiharu Shiota © VG Bild-Kunst, Bonn 2011

lagen, und die Leute laufen einfach quer über die Wiese. Stadtplanung, Architektur und Politik wollen Bewegung wie Verkehrsströme regulieren und lenken. Da sehe ich sehr spannende Zusammenhänge mit der Choreografie. Vor allem aber ist es interessant, diese unregulierten Praktiken zu beobachten, die etwa auf der Wiese als Trampelpfad sichtbar werden. Laufen noch mehr Leute drüber, baut der verärgerte Stadtplaner dann einen Zaun davor? Oder asphaltiert er den Pfad, damit er ihn institutionalisiert? So geht man auch mit dem freien Theater um. Künstler suchen Freiräume. Planer schaffen dann Kreativviertel, um deren Wege zu asphaltieren und die Künstler gewissermaßen zu ghettoisieren. Hinter so einer regelnden Praxis steckt immer ein Verwertungsgedanke und die Angst, die Sache nicht kontrollieren zu können.

**Was vor allem Großstädte betrifft?** Sicher, weil Mittel- und Kleinstädte eher mit der Abwanderung der Szenen kämpfen; am Ende ist der Schützenverein ihr größter kultureller Akteur. Da sehe ich dramatische Entwicklungen. Gleichzeitig aber auch Chancen: zum Beispiel preiswerten Raum. Das eigentliche Problem liegt jedoch in der Verortung selbst: Jede Stadt identifiziert sich über ihre starre Architektur, nicht über die Dynamik ihrer Menschen. Die Kulturpolitik definiert darum das Theater immer noch vorsätzlich im Begriff des Gebäudes, der Institution, nicht über die Darsteller, die Künstler, die Menschen. Darum entstanden die freien, mobilen Theater, und unter ihnen wurde die beweglichste Kunstform, der Tanz, zur Avantgarde.

**Wie reagieren darauf Ihrer Meinung nach die Stadttheater?** Sie müssen zunehmend ihre Relevanz beweisen, machen Kinder- und Jugendtheater, kulturelle Bildung, gehen in den öffentlichen Raum, laden auch mal zeitgenössischen Tanz und überhaupt Leute aus der freien Szene ein. Damit kaschieren sie ihr Problem, das in der Infrastruktur selbst enthalten ist. Sie füllen kontrolliert ihre Räume, anstatt sie zu öffnen.

**Wer gäbe da den ersten Impuls, etwas zu ändern: ein offenerherziger Intendant, ein einsichtiges Kulturamt, wieder der Künstler?** Vom Künstler kommen die Visionen und Ideen. Politiker, Entscheider, Verwaltungsleute haben so etwas nicht. Aber sie haben die Macht, etwas an den Strukturen zu ändern, und müssen überzeugt werden. Es braucht also Überzeuger.



Alexander Pinto studierte Sozialökonomie mit Schwerpunkt Soziologie und arbeitet als freiberuflicher Kulturmanager und -berater. Seit 2008 ist er ehrenamtlicher Vorsitzender des Dachverbands Freier Theater

schaffender Hamburg und inzwischen wissenschaftlicher Mitarbeiter der Hamburger Hafencity-Universität im Studiengang «Kultur der Metropole», den Gesa Ziemer «an der Schnittstelle von Stadtforschung und künstlerischer Praxis und Politik» leitet Foto: Kathrin Brunnhofer

